

AUF AUGENHÖHE MIT GEFLÜCHTETEN?

Ein postkolonialer Blick auf Fallstricke des «Helfens»

Durch das verstärkte zivilgesellschaftliche Engagement auf lokaler Ebene eröffnen sich wichtige Perspektiven in eine offenere, solidarische Gesellschaft. Gleichzeitig birgt das Machtgefälle zwischen «Helfenden» und «Hilfeempfangenden» auch die Gefahr, koloniale Denkfiguren zu reproduzieren und neue Abhängigkeiten zu schaffen.

Freiwilliges Engagement ist im Kontext der aktuellen Flüchtlingspolitik inzwischen unersetzlich geworden. Auch in der Schweiz war ab Herbst 2015 ein Aufbruch in der Zivilgesellschaft spürbar und es entstanden zahlreiche solidarische Initiativen, um die Ankommenden zu unterstützen. Sowohl grössere Asylorganisationen als auch kleinere Basisorganisationen verzeichneten einen Zulauf an Menschen, die sich als Freiwillige engagieren wollten. Durch diese solidarischen Praktiken im Lokalen und Alltäglichen hat sich ein Netz von Unterstützungsinitiativen verstetigt, welches Wege zu einer offeneren Gesellschaft – einer solidarischen Willkommengesellschaft – aufzeigt. Es wurden Möglichkeitsräume geschaffen, in denen nicht nur praktische Hilfe geleistet wird, sondern auch persönliche Begegnungen zwischen Geflüchteten und Einheimischen stattfinden, Lebensgeschichten ausgetauscht werden, gegenseitige Empathie spürbar wird.

Doch Freiwilligenarbeit hat Grenzen und birgt auch Gefahren. So laufen ehrenamtliche Strukturen Gefahr, als Lückenbüsser für eine schrumpfende sozialstaatliche Unterstützung zu fungieren und den Druck zu vermindern, die öffentlich finanzierte Unterstützungsinfrastruktur auszubauen. Darüber hinaus ist insbesondere im Bereich Flucht und Migration die Grenze zwischen Solidarität und Paternalismus nicht immer klar. Jeder Wunsch nach Solidarität muss damit umgehen, dass das Verhältnis zwischen Geflüchteten und Unterstützenden von Asymmetrien geprägt ist – sowohl auf struktureller Ebene wie auch in der konkreten Interaktion.

GUT GEMEINT, ABER ...

In der ehrenamtlichen Arbeit mit Geflüchteten begegnen sich Menschen mit ganz unterschiedlichen Biografien und in höchst verschiedenen Lebenssituationen. Dies kann bereichernd, aber auch belastend sein – für beide Seiten. «Helfen» ist eine voraussetzungsvolle Beziehung. Dies umso mehr, wenn diejenigen, die Hilfe anbieten, und diejenigen, die sie annehmen, strukturell einen so unterschiedlichen Platz in der Gesellschaft einnehmen, wie dies in der ehrenamtlichen Arbeit mit Geflüchteten der Fall ist.

Aus der Perspektive der freiwillig Engagierten gibt es immer wieder Überraschungen. So staunt ein Freiwilliger, der sich als Mentor bei der Jobsuche für anerkannte Flüchtlinge betätigt, dass sich ein syrischer Mann – ein studierter Jurist – wenig begeistert zeigt, als er ihm eine Stelle als «Hilfskoch» im Hotel seines Bruders vermitteln will. Und eine Freiwillige, die ihren gesamten Kleiderschrank ausgemistet hat, ist irritiert darüber, dass die geflüchteten Frauen im Asylzentrum einige Kleiderstücke liegen lassen und sich nicht wie sie kleiden möchten. Häufig wird für solche Vorfälle «die andere Kultur» als Erklärung angebracht. Gut gemeintes Interesse an «ihrer» Kultur kann so schnell in Stereotypisierungen und Vorurteile münden. Darin zeigt sich auch eine Haltung, bei der davon ausgegangen wird, dass die Geflüchteten hilfs- oder gar entwicklungsbedürftig sind. «Ich wollte ihm einfach zeigen, wie wir das hier in der Schweiz machen», erklärt mir eine ältere Frau, die im Begegnungscfé einem jungen afghanischen Vater das vergnügte Kind aus dem Laufgestell gehoben hat, um es bei den ersten Schritten ohne «dieses Plastikzeugs» zu unterstützen. Als sich das Kind weinend von der Frau abwendet und der Vater die Intervention nicht versteht, ist die ältere Frau brüskiert und sagt zu mir als unbeteiligter Beobachter auf Schweizerdeutsch, dass es «schon nicht einfach» sei mit «diesen Afghanen».

HILFE ALS MACHTVOLLE BEZIEHUNG

Wie diese Beispiele zeigen, sind die Grenzen zwischen guter gemeinter Unterstützung, Paternalismus und Kulturalisierungen häufig fließend. Auch Initiativen, die sich für Geflüchtete einsetzen, sind nicht frei davon, «Fremde» pauschal in eine Schablone zu drücken. Zwischen den «Helfenden» und denjenigen, denen geholfen wird, bestehen nicht nur Hierarchien, sondern auch Abhängigkeiten. Diese Widersprüchlichkeiten sind dem Helfen inhärent und erinnern oft an humanitaristische Formen der Entwicklungshilfe, in denen teils auf koloniale Denkfiguren zurückgegriffen wird und sich rassistische Stereotype «weisser Überlegenheit» manifestieren. Eine Begegnung auf Augenhöhe ist schwierig in einem Kontext, in dem ein Abhängigkeitsverhältnis besteht zwischen der Person, die dringend auf Unterstützung angewiesen ist, und der Person, die in der Lage ist zu helfen.



Es ist die privilegierte «helfende» Person, die mit der Auswahl ihres Engagements die Bedingungen vorgibt. Hat sie mal gerade keine Lust, Zeit oder Ressourcen mehr, dann fällt das Angebot halt wieder weg. Zudem gibt es beliebtere und weniger beliebte «Objekte» der Hilfe: Auffällig ist, dass sich sehr viele Angebote auf Familien, Frauen und Kinder beziehen, die eher dem Bild des «Opfers» entsprechen, und eher wenige auf alleinstehende Männer. Zudem gibt es mehr oder weniger attraktive Orte des Helfens: In Bern beispielsweise sind in zentrumsnahen Asylunterkünften Hunderte von Freiwilligen engagiert, während es in einer unterirdischen Asylunterkunft am Stadtrand, in der hauptsächlich alleinstehende Männer wohnen, fast gar keine Angebote zur Unterstützung gibt.

EINE FRAGE DER HALTUNG – UND DER SELBSTREFLEXION

Wie könnte gegenseitige Unterstützung aussehen, die ungleiche Verhältnisse zwischen «Helfer*innen» und Menschen, denen «geholfen» wird, nicht fortführt, sondern ausgleicht? Eine «Begegnung auf Augenhöhe» ist in einem Kontext materieller und rechtlicher Ungleichheit ein sehr hohes Ideal. Davon kann eigentlich erst gesprochen werden, wenn es für beide Seiten mit gleichem Risiko möglich wäre, eine Kooperation auch wieder zu beenden. Trotzdem sollte dieses Bild für die eigene Haltung gegenüber Geflüchteten ein Massstab sein. Bedingung dazu ist eine wiederholte Reflexion über die eigene Rolle und eine Hinterfragung der eigenen Positionierung. Jede Hilfeleistung und jedes Projekt sollte dahingehend überprüft werden, ob nicht bestimmte Vorannahmen die Geflüchteten auf ihr «Geflüchtetsein» reduzieren. Sich von Mitleid leiten zu lassen, ist gefährlich. Wie würde sich die Begegnung verändern, wenn wir Geflüchtete als autonome Subjekte wahrnehmen, die eigene Entscheidungen fällen können und vielleicht auch ein Hilfsangebot lieber ablehnen?

Wichtige Voraussetzungen sind zudem auch eine gewisse Offenheit, Neugier und die Bereitschaft, eigene

Vorurteile auf den Prüfstand zu stellen. Wer sich engagieren möchte, sollte bereit sein, unterschiedliche kulturelle Praktiken, verschiedene Werte und Normen ernst zu nehmen. Dies kann nicht nur individuell geschehen. Idealerweise sind Räume der Begegnung vorhanden, in denen Erfahrungen ausgetauscht werden können. Wie ist es möglich, gemachte Erfahrungen nicht zu schnell auf andere zu übertragen und für verschiedene Bedürfnisse auch unterschiedliche Antworten zu finden? Das Erlernen einer fragenden und zuhörenden Haltung ist dabei ganz zentral. Ein echtes «Miteinander», bei dem es nicht bloss um «Wir machen etwas für die Flüchtlinge» geht, erfordert also Zeit, ständiges Dranbleiben und viel Reflexion – und kann streckenweise sehr anstrengend sein.

HILFE ÜBERFLÜSSIG MACHEN

Zudem gilt: Je mehr die grundlegenden materiellen Bedürfnisse gesichert sind (Wohnen, Essen, Bildung, Gesundheit, Schutz vor Ausschaffung), desto eher können Geflüchtete ihre Bedürfnisse selber artikulieren und desto weniger finden sie sich in der Rolle der dankbaren Bittstellenden wieder. Der deutsche Autor Christian Jakob gibt zu bedenken, dass die beste Hilfe letztlich die sei, «die für gleiche Rechte sorgt». Um dies zu realisieren, braucht es jedoch eine starke und ständige politische Mobilisierung. «Die zweitbeste Hilfe ist die, die bis dahin einspringt – und sich gleichzeitig überflüssig zu machen versucht.»

Autorin:

Sarah Schilliger ist Soziologin und weilt zurzeit als Gastwissenschaftlerin am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) an der Universität Osnabrück. Sie ist engagiert im Netzwerk «Wir alle sind Bern» und in der «Allianz gegen Racial Profiling».

Dies ist eine stark gekürzte Version des Artikels von Sarah Schilliger mit dem Titel «Freiwilligenarbeit mit Geflüchteten in der Schweiz: aktuelle Dynamiken, Fallstricke und Potenziale», erschienen in: Schweizerisches Rotes Kreuz (2017): *Flüchten, ankommen, teilhaben*. Seismo Verlag, Zürich.

